

**HEYNE <**

### *Das Buch*

Anstatt der erwarteten Klimaerwärmung kühlen die Temperaturen auf der Erde drastisch ab. Gletscher breiten sich aus und schränken den Lebensraum der Menschen ein. Die Regierungen arbeiten unermüdlich daran, dieses Phänomen zu erklären.

Emma Matthews, Commander der ISS, entdeckt ein Artefakt, das vermutlich die Sonneneinstrahlung auf die Erde blockiert. Kurz nachdem sie diese Entdeckung an die Erde gemeldet hat, wird die ISS angegriffen. Emma kann sich in ihren Raumanzug retten und überlebt als Einzige. Die NASA schickt ihr eine Rettungskapsel, in der sie überleben, aber nicht zur Erde zurückfliegen kann.

Der Wissenschaftler Dr. James Sinclair nimmt an einer Weltraummission teil, um das Artefakt zu untersuchen. Bald sind Emma und er die letzte Hoffnung der Menschheit.

### *Der Autor*

A. G. Riddle wuchs in North Carolina auf. Zehn Jahre lang hat er diverse Internetfirmen gegründet und geleitet, bevor er sich aus dem Geschäft zurückzog. Seitdem widmet sich Riddle seiner wahren Leidenschaft: dem Schreiben. Riddle lebt in Parkland, Florida.

### *Lieferbare Titel*

Das Atlantis-Gen, Das Atlantis-Virus, Die Atlantis-Vernichtung, Departure, Pandemie, Genom

A. G.  
RIDDLE

**DIE CERES  
MISSION**

ROMAN

**Aus dem Englischen übersetzt  
von Friedrich Mader**

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe WINTER WORLD erschien 2019 bei Legion Books.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese  
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt  
der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Deutsche Erstausgabe 09/2021

Copyright © 2019 by A. G. Riddle

Copyright © 2021 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Tamara Rapp

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München,  
unter Verwendung von Motiven von © Shutterstock.com (tuulijumala,  
ClickHere, Shukaylova Zinaida, Esteban De Armas, BERNATSKAIA OKSANA,  
ALEKSANDR RIUTIN, Avesun, Vink Fan) und © Adobe Stock.de  
(vitezslavmalina)

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-42422-7

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)



*Für meine Mutter, die viel zu früh von uns gegangen ist,  
aber diese Welt als besseren Ort zurückgelassen hat.*



# 1

## EMMA

In den letzten fünf Monaten habe ich mit angesehen, wie die Welt stirbt.

Über Kanada und England, über Russland und Skandinavien haben sich Gletscher geschoben und alles auf ihrem Weg niedergewalzt. Nichts deutet darauf hin, dass sie damit aufhören werden. Die Daten sprechen eine klare Sprache.

In sechs Monaten wird das Eis die ganze Erde bedecken und dem uns vertrauten Leben ein Ende setzen.

Ich habe die Aufgabe, die Ursache dafür herauszufinden.

Und die Zerstörung aufzuhalten.

Der Alarm weckt mich. Ich kämpfe mich aus dem Schlafsack und ziehe die Tür zu meiner Schlafstelle auf.

Seit meiner Ankunft in der Internationalen Raumstation ISS schlafe ich schlecht. Vor allem seit dem Beginn der Winterexperimente. Jede Nacht wälze ich

mich hin und her, weil mir die Frage keine Ruhe lässt, was die Sonden wohl entdecken und ob die Daten einen Weg zu unserer Rettung aufzeigen werden.

Ich drifte hinaus ins Harmony-Modul und tippe auf den Monitor an der Wand, um den Grund für das Kreischen der Sirene zu identifizieren. Offenbar haben sich die Radiatoren der Solaranlage überhitzt. Ich kann mit bloßem Auge verfolgen, wie die Temperatur in die Höhe klettert. *Warum bloß?* Ich muss was dagegen unternehmen ...

Knisternd meldet sich in meinem Ohrhörer Sergejs Stimme mit ihrem russischen Akzent. »Ist Solaranlage, Commander.«

Ich schaue in die Kamera. »Das heißt?«

Schweigen.

»Sergej, antworte. Sind es Trümmer? Woher kommt der Wärmestau?«

Es gibt eine Million Todesarten auf der ISS. Der Ausfall der Solaranlage gehört zu den sichersten. Und für so eine Störung kommen viele Auslöser infrage. Die Anlage funktioniert ähnlich wie Fotovoltaik auf der Erde: Sonnenstrahlung wird in elektrischen Strom umgewandelt. Bei diesem Vorgang wird sehr viel überschüssige Wärme erzeugt. Diese wird mit Radiatoren abgeleitet, die weg von der Sonne ins Dunkel des Alls gerichtet sind. Wenn sich diese Radiatoren überhitzen, wird die Wärme nicht mehr abgelenkt und dringt in die Station ein. Mit lebensbedrohlichen Folgen.



Wir müssen die Ursache ausfindig machen, und zwar schnell.

Sergej klingt fahrig, vielleicht auch gereizt. »Sind keine Trümmer, Commander. Ich erkläre, sobald ich weiß. Bitte schlaf weiter.«

Die Tür der benachbarten Schlafstelle gleitet auf. Dr. Andrew Bergin schaut mit verquollenen Augen heraus. »Hi, Emma. Was ist los?«

»Die Solaranlage.«

»Okay so weit?«

»Bin mir noch nicht sicher.«

»Sergej, hast du eine Ahnung, woran es liegt?«

»Glaube ich, liegt an Sonneneinstrahlung. Zu hoch«, antwortet Sergej über die Intercom.

»Eine Sonneneruption?«

»Ja. Muss sein. Ist keine Fehlfunktion von einzelnen Radiatoren – sind alle überhitzt.«

»Schalt sofort die Anlage ab. Geh auf Batterie-strom.«

»Commander ...«

»Mach es, Sergej. Sofort.«

Der Monitor zeigt die acht Flügel der Solaranlage und ihre dreiunddreißigtausend Solarzellen. Ich beobachte, wie sie erlöschen. Langsam ticken die Temperaturwerte der Radiatoren nach unten.

Wir können eine Weile im Batteriebetrieb laufen. Schließlich machen wir das fünfzehn Mal am Tag – immer wenn sich die Solaranlage im Erdschatten befindet.

Bergin stellt die Frage, die auch mich beschäftigt.  
»Irgendwelche Daten von den Sonden?«

Ich prüfe es bereits nach.

Vor einem Monat hat ein internationales Konsortium Sonden ins Weltall gesandt, um die Sonnenstrahlung zu messen und nach möglichen Anomalien zu suchen. Die Sonden sind Teil der Winterexperimente – des größten Forschungsunternehmens aller Zeiten. Die Experimente dienen allein dem Ziel, die Ursachen für die Abkühlung der Erde zu ermitteln. Wir wissen, dass die Sonnenleistung nachlässt, obwohl das nicht sein kann. Eigentlich müsste sich die Erde erwärmen.

Die Daten der Sonden werden als Erstes die ISS erreichen. Bisher ist noch nichts eingetroffen. Diese Daten könnten die Menschheit retten. Oder uns einfach mitteilen, wie viel Zeit uns noch bleibt.

Ich sollte mich wieder hinlegen. Doch wenn ich erst mal auf bin, bin ich auf.

Zumal ich es gar nicht erwarten kann, die Daten der Sonden zu sehen. Ich habe Verwandte auf der Erde und möchte wissen, was auf sie zukommt. Außerdem gibt es eine unausgesprochene Frage, die alle sechs Astronauten und Kosmonauten auf der ISS bewegt: Was wird aus uns? Wenn die Welt unaufhaltsam auf ihren Untergang zusteuert – und vielleicht bald nicht mehr existiert –, werden sie uns einfach hier oben lassen? Drei von uns sollen in einem Monat, die anderen drei in vier Monaten zurückkehren.

Aber werden unsere Nationen überhaupt die Mittel für eine Rückholung aufbringen? Schon jetzt sind sie mit einer Flüchtlingskrise von noch nie da gewesenen Ausmaßen konfrontiert.

Überall auf der Welt mühen sich Regierungen, Milliarden von Staatsangehörigen in die letzten bewohnbaren Zonen der Erde zu evakuieren. Dabei stehen sie vor einer schweren Entscheidung: Was passiert mit denen, die nicht evakuiert werden können? Und wie viel werden sie investieren, um sechs Menschen aus dem Weltall nach Hause zu holen?

Die Heimkehr ist kein Spaziergang. Die ISS verfügt über keine Rettungskapseln, sondern nur über die beiden Sojus-Raumschiffe, die uns hergebracht haben. Beide sind auf maximal drei Passagiere ausgelegt. Mit ihnen könnten wir die Station verlassen. Dafür wäre allerdings eine Koordination vom Boden nötig, und man müsste uns nach der Landung abholen.

Nach der Rückkehr zur Erde brauchen wir sogar noch mehr Hilfe. Rehamassnahmen zum Beispiel. Im All verlieren unsere Knochen wegen der fehlenden Schwerkraft ihre Dichte. Am stärksten sind davon die tragenden Knochen betroffen: Becken, Rückgrat und Beine. Die Knochen zerfallen buchstäblich, ähnlich wie bei Osteoporose. Das in den Körper einsickernde Kalzium verursacht Nierensteine – und für solche Beschwerden ist der Weltraum ein denkbar ungünstiger Ort. Einige der ersten Astronauten auf der ISS verloren bis zu zwei Prozent Knochendichte pro Monat.

Durch Training konnten wir diese Zahlen deutlich senken, trotzdem muss ich nach der Heimkehr ein Rehaprogramm absolvieren. In welcher Verfassung ich bin, werde ich erst erfahren, wenn meine Füße wieder festen Boden betreten (oder Eis, je nachdem).

Die schlichte Wahrheit ist, dass sich unser Nutzen für die Leute dort unten auf die Winterexperimente beschränkt. Wenn wir nicht klären können, was hinter dem Langen Winter steckt – und wie wir ihn vor allem aufhalten können –, werden wir diese Station nie mehr verlassen. Wir bleiben gefangen zwischen der kalten Dunkelheit des Alls und dem gefrierenden Planeten dort unten. Fürs Erste immerhin sind wir hier zu Hause. Und werden es wohl auch noch eine Weile sein.

Tatsächlich ist es ein gutes Zuhause. Das beste, das ich je hatte.

Ich stoße mich mit Händen und Füßen ab, um mich durch die Ansammlung von Modulen treiben zu lassen, aus denen die ISS besteht. Die Station ist eine Abfolge zusammengeschaubarer, im rechten Winkel abzweigender Riesenröhren. Die meisten enthalten Labors, einige sind nur Verbindungsstücke.

Unity ist das erste von den USA gebaute Element der ISS aus dem Jahr 1998. Es verfügt über sechs Kupplungsstützen, so ähnlich wie Öffnungen in einem Kanalisationssystem.

Ich schwebe weiter in den Tranquility-Knoten, der Ausrüstung zur Lebenserhaltung, Systeme zur Was-

ser- und Luftaufbereitung und eine Toilette enthält, die so schwer zu benutzen ist, wie man es angesichts der Umstände im All erwarten kann. Ganz zu schweigen davon, dass die ISS von und für männliche Astronauten konstruiert wurde.

Ich drifte weiter in das Aussichtsmodul der Europäischen Weltraumorganisation. Es hat eine Kuppel mit sieben achtzig Zentimeter breiten Fenstern, die einen Panoramablick auf das All und die Erde ermöglichen. Hier bleibe ich einige Sekunden und schaue mich nach allen Seiten um.

Die ISS fliegt in einer Höhe von rund vierhundert Kilometern und mit einer Geschwindigkeit von achtundzwanzigtausend Stundenkilometern über der Erde. Sie umkreist den Planeten 15,54 Mal am Tag, das heißt, wir sehen alle fünfundvierzig Minuten die Sonne auf- oder untergehen.

Die Station überquert den Terminator, und Nord- und Südamerika erscheinen im Tageslicht.

Wie weiße, knöcherne Finger hat sich das Eis bis in das Blau der Großen Seen ausgebreitet. Bald werden die Gletscher das Wasser überquert haben und ihren Weg nach Süden fortsetzen. Michigan, Wisconsin, Minnesota und Teile von New York wurden bereits evakuiert.

Die USA haben genau gerechnet. Sie wissen, wo die letzten bewohnbaren Zonen der Erde sein werden: unter Meereshöhe. Im kalifornischen Death Valley wurde ein riesiges Lager eingerichtet. Mit Libyen und

Tunesien wurden Handelsvereinbarungen geschlossen. Allerdings wissen alle, dass diese Vereinbarungen kaum halten werden. Nicht, wenn es um das Überleben aller geht.

Die Welt wird versuchen, acht Milliarden Menschen durch einen Trichter zu stopfen, in dem nur ein Bruchteil davon Platz hat.

Es wird Krieg geben.

Auf dem Laufband rufe ich einen Zwischenbericht zur Station ab. Sergej hat die Solaranlage noch nicht wieder zum Laufen gebracht. Ich würde gern nachfragen, doch ich weiß inzwischen, dass er am besten arbeitet, wenn man ihn in Ruhe lässt. Wenn sechs Leute in äußerst beengten Verhältnissen miteinander leben, ist das unvermeidlich: Man lernt die Grenzen der anderen kennen.

Ich schaue erneut nach Daten der Sonden (noch nichts) und fange an, E-Mails zu lesen.

Die erste ist von meiner Schwester.

Ich habe nie geheiratet oder Kinder bekommen. Im Gegensatz zu meiner Schwester. Und ihre Kleinen liegen mir sehr am Herzen. In meinen Augen sind das die zwei liebsten Menschen, die es gibt.

Die E-Mail ist ein Film ohne Betreff oder besonderen Inhalt. Nur meine Schwester Madison, die in die Kamera spricht, während ich, mit Gurten gesichert, auf dem Laufband trabe.

»Hi, Em. Ich muss mich kurzfassen, dabei weiß ich

gar nicht, wo ich anfangen soll. David hat Gerüchte gehört. Es heißt ... dass große Veränderungen anstehen. Dass ein Experiment läuft, das erklären soll, woher der Lange Winter kommt. Die Leute in der Gegend verschleudern ihre Häuser für ein Butterbrot und wollen nach Libyen oder Tunesien ziehen. Es ist verrückt. Sie schicken Truppen ...«

Ungefähr eine Minute lang brechen Bild und Ton ab. Zensiert. Ich trabe weiter, ohne den Bildschirm aus den Augen zu lassen. Schließlich erscheint wieder das Gesicht meiner Schwester. Sie sitzt noch immer auf der Couch, und neben ihr drängen sich jetzt die Kinder. Owen und Adeline.

»Hi, Tante Em!«, plärrt Owen. »Schau mal!«

Er verschwindet aus dem Bild, dann schwenkt die Kamera, und ich sehe, wie er einen Basketball in einen Korb dunkt, der schätzungsweise einen Meter fünfzig über dem Boden hängt.

»Hast du es aufgenommen?«, fragt er seine Mom.

»Alles drauf.«

»Wenn nicht, kann ich es noch mal machen.«

Ich lächle, als meine Schwester die Kamera wieder auf sich richtet. »Holen sie dich nach Hause? Und wenn ja ... wie geht es weiter mit dir? Du kannst ja eine Weile kein Auto fahren und musst ein Rehaprogramm machen. Du kannst natürlich bei uns wohnen, wenn dich die NASA hängen ... wenn dir die NASA nicht auf die Beine helfen kann. Schreib mir bald zurück, okay? Ich hab dich lieb.« Madison wendet sich ihren zwei

Kleinen zu, die sich inzwischen im Hintergrund streiten. »Verabschiedet euch von Tante Emma.«

Owen reckt den Kopf über die Couchlehne und winkt. »Bye.«

Adeline lässt sich neben ihrer Mutter niederplumpsen und beugt sich, offenbar kamerascheu, zu ihr. »Bye, Tante Emma. Ich hab dich lieb.«

Ich tippe gerade eine Antwort, als ein Dialogfenster erscheint:

### *Eingehende Daten: Sonde 127*

Ich öffne es sofort und überfliege die Messwerte für die Sonnenstrahlung. Geschockt schüttele ich den Kopf. Sie sind viel höher als die Werte auf der Erde, und das kann eigentlich nicht sein, weil die Sonde so ziemlich den gleichen Abstand von der Sonne hat. Wurde die Sonde vielleicht von einer Eruption getroffen? Nein, das ist es nicht. Die Werte bleiben über einen längeren Zeitraum gleich. Möglicherweise ein lokales Phänomen.

Ich öffne das telemetrische Filmmaterial der Sonde, und mir bleibt fast das Herz stehen. Da ist ein Objekt. Irgendwo da draußen. Ein schwarzer Fleck vor der Sonne. Es ist kein Asteroid. Asteroiden sind zackig und felsig. Dieses Objekt ist glatt und rechteckig. Auch wenn ich keine Ahnung habe, worum es sich handelt, eins steht fest: Dieser Gegenstand ist nicht auf natürliche Weise entstanden.



Wir stehen in ständigem Kontakt mit dem Boden – mit Behörden in den USA, Russland, Europa, China, Indien und Japan. Ich aktiviere den Link zur direkten Kommunikation mit dem Kontrollzentrum Goddard in Maryland.

»Goddard, hier ISS. Gerade kommen die ersten Daten der Sonden rein. Übertragung läuft. Vorab: Eins-zwei-sieben hat etwas gefunden.« Ich suche nach den richtigen Worten. »Erste Bilder zeigen ein ... rechteckiges Objekt. Glatt. Offenbar kein Asteroid oder Komet. Wiederhole: Offenbar ein nicht natürliches, konstruiertes Objekt ...«

Das Tablet wird dunkel. Das Laufband stoppt. Die Station erbebt. Lichter flackern.

Ich tippe auf die Intercom. »Sergej ...«

»Stromüberlastung, Commander.«

Das begreife ich nicht. Die Solaranlage ist abgeschaltet. Wir laufen im Batteriebetrieb.

Erneut erbebt die Station.

Mein Instinkt übernimmt.

»Alle raus aus den Kojen! Sofort zu den Sojus-Kapseln! Evakuierungsprogramm in Kraft!«

Ein Ruck geht durch die Station, und ich werde an die Wand geschleudert. Alles dreht sich. Reflexartig stoßen mich meine Arme hinauf in die Kuppel. Durch die Fenster sehe ich, wie die Internationale Raumstation in Stücke zerbricht.

# 2

## JAMES

Der Aufstand wird bald beginnen.

Ich spüre die Anspannung in der Luft.

Überall, wo ich hinkomme, werden Blicke getauscht, Nachrichten weitergegeben, Geheimnisse geflüstert.

Die Welt friert ein. Das Eis rückt auf uns vor, und wir sitzen alle in der Falle. Wenn wir nicht rauskommen, sterben wir hier.

Was sich da zusammenbraut, ist ein Plan zur Flucht. Das ist das Gute daran. Das Schlechte ist, dass ich nicht Teil dieses Plans bin. Niemand hat mir etwas erzählt, und ich bezweifle, dass sie es noch vorhaben.

Mir bleibt nichts anderes übrig, als es hinzunehmen. Also mache ich meine Arbeit, ziehe den Kopf ein und schaue Nachrichten.

Auf dem ramponierten Fernseher läuft ein Beitrag von CNN. Durch das Donnern der Maschinen hinter mir ist der Sprecher kaum zu hören.

*Am dritten Tag in Folge ist in Miami Schnee gefallen. Das ist ein neuer Rekord, und die Regierung von Florida hat um die Hilfe des Bundes gebeten.*

*Diese Forderung löste Proteste bei Bewohnern und Regierungen im ganzen Nordwesten aus, die den Bund ihrerseits dazu drängen, die Evakuierungen zu beschleunigen. Je länger sich der Lange Winter hinzieht ...*

Ich habe keine Ahnung, wer den Begriff Langer Winter geprägt hat. Vielleicht die Medien. Oder die Regierung. Jedenfalls hat er sich durchgesetzt. Die Menschen mögen ihn lieber als Vergletscherung (zu technisch) oder Eiszeit (zu beständig). Langer Winter klingt, als wäre das Ende gleich um die Ecke, als ginge es nur um eine Jahreszeit von ungewöhnlicher Dauer. Ich kann nur hoffen, dass das zutrifft. Sicher weiß man bei der National Oceanic and Atmospheric Administration und anderen Wetterbehörden auf der ganzen Welt inzwischen Bescheid. Uns haben sie jedenfalls nichts gesagt (daher die höchsten Einschaltquoten des Jahrhunderts bei Nachrichtensendungen).

Ein Signalton summt.

Ich ignoriere ihn.

Der nächste Nachrichtenbeitrag beginnt. Ich unterbreche meine Arbeit kurz und lasse die Bilder auf mich wirken.

Der Text am unteren Rand nennt Rosyth am Stadtrand von Edinburgh als Örtlichkeit. Ein Reporter mit kurzem grauen Haar steht auf einem Dock im

Schatten eines riesigen weißen Kreuzfahrtschiffs. Die Gangway ist ausgefahren, und ein gleichmäßiger Strom von Menschen schlurft auf das Schiff zu. Die Bäume in der Ferne sind völlig weiß, als wären sie durch und durch gefroren. Der Schnee fällt in dicken Schwaden.

*Das Bild hinter mir mag wirken, als würden Erholungssuchende zu einer Urlaubskreuzfahrt aufbrechen, doch nichts könnte weiter von der Wahrheit entfernt sein. Das Schiff, das Sie hier sehen, war bis vor drei Wochen als Emerald Princess unterwegs, ehe es von der Regierung Seiner Majestät aufgekauft und in Summer Sun umbenannt wurde. Es gehört zu einer Flotte von vierzig Kreuzfahrtschiffen, die die Einwohner Großbritanniens vorübergehend in wärmere Breiten transportieren werden.*

*Die Summer Sun soll nach Tunesien auslaufen, und von dort aus geht es für die Passagiere weiter in ein Auffanglager bei Kebili. Das Lager wurde im Rahmen eines langfristigen Pachtvertrags zwischen Großbritannien und Tunesien eingerichtet. Dieser Schritt folgt ähnlichen Maßnahmen vonseiten Norwegens, Schwedens und Finnlands. Das Programm erinnert an die Operation Pied Piper im Zweiten Weltkrieg, bei der dreieinhalb Millionen Zivilisten evakuiert wurden, um sie vor der Bedrohung durch die Nazis in Sicherheit zu bringen ...*

Immobilien in der Nähe des Äquators sind inzwischen heiß begehrt. So wie auch mehrere Regionen, die als »Winterrefugien« gelten – Orte unter Meereshöhe mit ungewöhnlich hohen Temperaturen: Death Valley in Kalifornien, Al-‘Azīzīya in Libyen,

Wadi Halfa im Sudan, Dascht-e Lut im Iran und Ke-bili in Tunesien. Hätte man in diesen Gegenden vor zwei Jahren bei Sonnenaufgang eine offene Tonne Benzin stehen lassen, wäre sie bis Mittag leer gewesen. Verdampft. Früher waren das Wüstenlandschaften. Heute sind sie Fanale der Hoffnung, Oasen im Langen Winter. Zu Millionen strömen die Menschen dorthin und verkaufen ihr Hab und Gut, um in den Lagern einen Platz zu ergattern. Ich frage mich, ob sie dort wirklich sicher sind.

Wieder meldet sich ein Summer. Gleicher Ton, andere Maschine. Trotzdem nicht das Signal, auf das ich warte.

Als es zum dritten Mal summt, sammle ich die Laken aus den drei Trocknern zusammen und falte sie zusammen.

Ich arbeite in der Wäscherei. Schon seit zwei Jahren, seit meiner Einlieferung in das Bundesgefängnis Edgefield. Wie die anderen zweitausend Häftlinge hier beteuere ich meine Unschuld. Doch im Gegensatz zu den meisten von ihnen bin ich tatsächlich unschuldig.

Wenn ich mir etwas vorzuwerfen habe, dann die Erfindung von etwas, wofür die Welt nicht bereit war. Eine Innovation, die ihr Angst einjagte. Mein Fehler – oder mein Verbrechen, wenn man so will – war, dass ich nicht mit der menschlichen Natur gerechnet habe. Menschen fürchten das Unbekannte, vor allem wenn es sich um neue Entwicklungen handelt, die ihr Leben verändern könnten.

Der Staatsanwalt, der meinen Fall übernahm, fand ein obskures Gesetz und statuierte ein Exempel an mir. Die Botschaft an andere Erfinder war eindeutig: So etwas wollen wir nicht.

Mit dreiunddreißig Jahren wurde ich schuldig gesprochen. Wenn ich hier rauskomme, werde ich siebzig sein. (Bei Urteilen eines Bundesgerichts gibt es keinen Hafturlaub. Frühestens nach Absitzen von fünfundachtzig Prozent meiner Strafe kann ich bei guter Führung mit meiner Entlassung rechnen.)

Nach meiner Ankunft in Edgefield tüftelte ich sechs Fluchtmöglichkeiten aus. Zusätzliche Recherchen ergaben, dass nur drei davon gangbar waren. Zwei versprachen sogar eine hohe Erfolgswahrscheinlichkeit. Das Problem ist nur: was dann? Nach dem Prozess wurde mein Vermögen beschlagnahmt. Jede Kontaktaufnahme mit meinen Freunden und Verwandten würde sie in Gefahr bringen. Und die ganze Welt würde Jagd auf mich machen und mich nach meiner Ergreifung vielleicht sogar umbringen.

Also bleibe ich. Und kümmere mich um die Wäsche. Außerdem versuche ich, etwas zu bewegen. Das entspricht einfach meinem Wesen, und ich habe die schmerzliche Erfahrung gemacht, dass die menschliche Natur vielleicht das Einzige ist, dem man nicht entrinnen kann.

Tag für Tag erscheinen weniger Wärter zur Arbeit.

Das bereitet mir Sorgen.

Ich kenne den Grund: die Gefängnismitarbeiter ziehen nach Süden in die bewohnbaren Zonen. Keine Ahnung, ob sie von den Bundesbehörden verlegt werden oder in Eigenregie handeln.

Ein Krieg steht bevor – ein Krieg um die letzten bewohnbaren Regionen der Erde. Leute mit militärischer oder polizeilicher Erfahrung werden stark gefragt sein. Das Gleiche gilt für Justizvollzugsbeamte. Sehr wahrscheinlich werden die Lager Gefängnissen ähneln. Der Staat wird also Männer und Frauen brauchen, die sich dank ihrer Ausbildung darauf verstehen, eine große, beengt lebende Gruppe im Zaum zu halten. Davon hängt das Leben der gesamten Gruppe ab.

Und genau das ist ein Problem für mich. Edgefield, South Carolina, liegt auf halber Strecke zwischen Atlanta und Charleston. Zwar schneit es jetzt im August auch hier, aber die Gletscher sind noch nicht zu uns vorgedrungen. Bevor das Eis da ist, muss die Gegend evakuiert werden. Die Evakuierung wird keine Strafgefangenen einbeziehen. Schon mit der Rettung aller Kinder im Land werden die Behörden überfordert sein, von den Erwachsenen gar nicht zu reden. Bestimmt werden sie also nicht auch noch Häftlinge mitschleppen (zumal wenn die Reise über den Atlantik zu den bewohnbaren Zonen in Nordafrika führt). Priorität wird für sie haben, dass die Häftlinge nicht entkommen und den Menschenströmen nach Süden folgen. Das würde bloß zu zusätzlichen Scherereien

führen, die sich der Staat nicht leisten kann. Das heißt, sie werden uns hier einsperren. Im günstigsten Fall.

Aufgrund der Umstände habe ich meine Fluchtpläne wiederbelebt. So wie anscheinend alle anderen Insassen auch. Hier herrscht eine Atmosphäre wie kurz vor dem Feuerwerk am Unabhängigkeitstag. Wir alle warten auf die ersten Explosionen. Danach wird alles schnell und schonungslos über die Bühne gehen, und ich kann mir nicht vorstellen, dass auch nur einer von uns überlebt.

Ich muss mich wirklich beeilen.

Die Tür zur Wäscherei öffnet sich, und ein Vollzugsbeamter tritt ein.

»Morgen, Doc.«

Ich schaue nicht von meinen Laken auf. »Morgen.«

Pedro Alvarez ist meiner Meinung nach einer der besten Wärter hier. Er ist jung und aufrichtig und treibt keine Spielchen.

Zumindest in einer Hinsicht war das Gefängnis gut für mich. Es hat mir eine wertvolle Gelegenheit geboten, die menschliche Natur zu studieren – denn genau dort lag, wie schon erwähnt, mein blinder Fleck und die eigentliche Ursache für meinen unfreiwilligen Aufenthalt hier.

Ich bin zu der Überzeugung gelangt, dass es den meisten Vollzugsbeamten bei ihrer Tätigkeit nur um eines geht: Macht. Sie entscheiden sich für diesen Beruf, um Macht über andere zu haben. Das beruht auf



einer elementaren Eigenschaft der menschlichen Natur: Wir sehnen uns im Erwachsenenalter nach dem, was uns in der Kindheit vorenthalten wurde.

Pedro ist die Ausnahme von dieser Regel. Das machte ihn mir sympathisch. Ich suchte seine Freundschaft und konnte mit der Zeit seine völlig anders geartete Motivation erschließen. Folgendes habe ich über ihn herausgefunden: Seine Verwandten – Eltern, Brüder und Schwestern – leben noch in Mexiko. Er hat eine Frau, die siebenundzwanzig ist wie er, und zwei Söhne, der eine fünf, der andere drei Jahre alt. Außerdem weiß ich, dass seine Frau der einzige Grund ist, warum er hier arbeitet.

Pedro stammt aus Michoacán, einem gebirgigen Bundesstaat von Mexiko, in dem die Drogenkartelle das Sagen haben und Morde häufiger sind als Verkehrsunfälle. Pedro zog hierher, als seine Frau schwanger wurde, weil er nicht wollte, dass seine Kinder genauso aufwachsen wie er.

Untertags arbeitete er in einer Landschaftsgärtnerei, und an den Abenden und Wochenenden studierte er Strafrecht am Spartanburg Community College. Am Abschlusstag teilte er seiner Frau seine Absicht mit, eine Tätigkeit als Sheriff im Spartanburg County anzutreten. Er wollte nicht, dass in seiner neuen Heimat ähnliche Verhältnisse entstehen wie in Michoacán. Hier herrschen Recht und Ordnung, und daran sollte sich um seiner Kinder willen nichts ändern.

Eine weitere Wahrheit: Eltern wünschen sich für ihre Kinder, was sie selbst nie hatten.

Nach Pedros Ankündigung schlug seine Frau im Internet die Sterblichkeitsrate von Polizeibeamten nach und stellte ihm ein Ultimatum: Entweder er suchte sich einen anderen Beruf – oder eine andere Frau.

Letztlich schlossen sie einen Kompromiss. Pedro entschied sich für eine Laufbahn im Strafvollzug, dessen Sterblichkeitsstatistik und Arbeitszeiten für Maria Alvarez akzeptabel waren. Weitere Vorteile waren bessere Zusatzleistungen, Überstundenvergütung, fünfundzwanzig Prozent Aufschlag für Sonntagsarbeit und die Möglichkeit, nach fünfundzwanzig Dienstjahren mit vollen Bezügen in Rente zu gehen – also kurz vor seinem neunundvierzigsten Geburtstag. Eine gute Wahl. Zumindest bis zum Beginn des Langen Winters.

Eigentlich habe ich damit gerechnet, dass Pedro die Anstalt als einer der Ersten verlassen wird. Ich stellte mir seine Rückkehr nach Mexiko vor, wo seine Verwandten leben und bewohnbare Zonen eingerichtet werden. Bald werden die Horden aus Kanada und den USA dort einfallen.

Stattdessen ist er einer der Letzten, die geblieben sind. Meine wissenschaftliche Neugier drängt mich, den Grund herauszufinden. Mein Überlebenswille *zwingt* mich dazu.

»Hast du den Kürzeren gezogen, Pedro?«

Seine eine Augenbraue wandert nach oben.

Pedro ist so ziemlich der einzige Freund, den ich hier habe, deshalb muss ich die nächsten Worte einfach aussprechen. »Du solltest nicht mehr hier sein. Du müsstest mit Maria und den Kindern schon längst auf dem Weg nach Süden sein.«

Er vertieft sich in den Anblick seiner Stiefel. »Ich weiß, Doc.«

»Warum bist du dann noch hier?«

»Nicht genug Dienstjahre. Oder nicht genug Freunde. Oder vielleicht beides.«

Er hat recht: Beides stimmt. Außerdem rechnen seine Vorgesetzten wahrscheinlich damit, dass er sich zur Wehr setzt, wenn der Aufstand anfängt. In der Welt, in der wir leben, halten die Besten den Kopf für andere hin – und kommen als Erste unter die Räder.

Pedro zuckt die Achseln. »Gehört nicht zu den Zusatzleistungen.«

In der Tür taucht ein Häftling auf und lässt mit starren, weiten Augen den Blick durch den Raum wandern. Total zugehöhnt. Und er hat etwas in der Hand. Marcel ist alles andere als ein angenehmer Zeitgenosse.

Pedro dreht sich um.

In diesem Moment springt Marcel nach vorn, umschlingt Pedros Oberkörper und Arme mit seiner fleischigen Pranke und hält dem Wärter ein selbst gebasteltes Messer an den Hals.

Die Zeit steht still. Wie durch einen Nebel regis-

riere ich das Surren der Waschmaschinen und Trockner und das beharrliche Plärren der Nachrichten. Dann setzt eine neue Wahrnehmung ein. Ein Poltern in der Ferne wie näher kommender Donner. Ein Mob, der durch die Gänge des Gefängnisses zieht. Rufe übertönen die Schritte, ohne dass Worte zu verstehen sind.

Pedro wehrt sich gegen Marcells Griff.

Ein anderer Insasse erscheint in der Tür. Breiter Brustkasten, völlig überdreht. Seinen Namen kenne ich nicht. Er schreit: »Hast du ihn, Marcel?«

»Hab ihn.«

Der andere huscht davon, und Marcel fixiert mich. »Die wollen uns hier erfrieren lassen, Doc. Das muss dir doch klar sein.« Er wartet.

Ich sage nichts.

Zähneknirschend kämpft Pedro gegen die eiserne Umklammerung an.

»Bist du auf unserer Seite, Doc?«

Pedros rechte Hand reißt sich los und zuckt zu seiner Tasche. Ich habe noch nie eine Waffe an ihm gesehen. Ich bin mir nicht sicher, ob er überhaupt eine besitzt.

Marcel fackelt nicht lange und drückt Pedro das Messer fester an den Hals.

Und ich treffe eine Entscheidung.

# 3

## EMMA

In der Kuppel neben dem Tranquility-Modul schwebend, verfolge ich, wie die Internationale Raumstation zerbeult und zusammengestaucht wird. Wie ein Farmhaus im Mittleren Westen bei einem Tornado.

Die Solaranlage fällt auseinander, die Zellen wirbeln davon wie Dachschindeln. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis das Vakuum des Weltraums durch einen Riss in die Station eindringt.

In diesem Meer der Zerstörung sehe ich eine letzte Hoffnung: die angedockten Sojus-Kapseln in ihren Buchten. Bloß werde ich es nie bis dorthin schaffen. Genauso wenig wie Sergej und Stephen.

»Pearson, Lewis, Bergin, steigt in die Sojus am Rasswet. Sofort. Das ist ein Befehl.«

Für solche Notfälle haben wir geübt. Die Sojus kann sich in drei Minuten von der ISS lösen und in vier Stunden in Kasachstan landen.

In meinem Ohrhörer knistert eine Stimme, die ich

nicht verstehe. Der interne Kanal ist tot. Haben sie mich gehört? Ich kann es nur hoffen.

Und ich muss dem Kontrollzentrum Bescheid sagen.

»Goddard, wir verlassen die ISS ...«

Die Wand kracht gegen mich und schleudert mich an das Schott gegenüber. Dunkelheit will mich verschlingen.

Ich stoße mich ab und gleite durch den Tranquility-Knoten. Eine Ohnmacht nagt an mir, doch ich dränge mich hindurch wie eine Schwimmerin, die in einem Strudel gegen das Ertrinken ankämpft.

Ich sitze auf der Station fest, und wahrscheinlich dauert es nur noch wenige Sekunden, bis sie auseinanderplatzt und alles nach draußen gesaugt wird. Ich habe nur noch eine Überlebenschance: einen Raumanzug.

Sofort schlüpfe ich in den nächsten Anzug und schnalle ihn an der Stationswand fest. Damit habe ich Sauerstoff, Strom, Funkverbindung – falls sie noch funktioniert.

»Goddard, hören Sie mich?«

»Wir hören Sie, Commander Matthews. Aktueller Stand?«

Bevor ich antworten kann, explodiert um mich herum das Modul. Ich versinke in Dunkelheit.

Das Bewusstsein kehrt in Wellen zurück. Begleitet von Empfindungen, als würden die Schichten einer

Zwiebel abgeschält – anfangs fast nichts, dann immer stärker: Schmerz, Übelkeit und völlige Stille.

Ich bin noch immer festgeschnallt. Das Modul unter mir ist auseinandergerissen. Tief unten erkenne ich die Erde. Ein Eisblock bedeckt Sibirien und schiebt sich auf China zu. Der Gegensatz zwischen dem Weiß und den grünen Wäldern wäre wunderschön, wenn er nicht für Tod und Zerstörung stünde.

Bruchstücke der Station schwirren durch das All wie fliegende Legosteine.

Nirgends eine Sojus-Kapsel.

Auf der Intercom rufe ich nach meiner Crew.

Keine Antwort.

Dann probiere ich es bei den Kontrollzentren.

Keine Antwort.

Ich versuche zu erkennen, ob die Erde größer oder kleiner wird.

Wenn größer, bin ich in einer abnehmenden Umlaufbahn und werde verbrennen.

Wenn kleiner, habe ich mich von der Erdanziehung gelöst und werde hinaus in den Weltraum treiben. Das heißt, ich werde ersticken, sobald mir der Sauerstoff ausgeht. Oder, falls der Sauerstoff lang genug reicht, verhungern.

# 4

## JAMES

Ich stürze vor und packe Marcel am Arm. Mein Gewicht reicht nicht, um den bulligen Kerl umzureißen, doch immerhin löst sich das Messer von Pedros Hals.

Der Wärter windet sich endgültig aus Marcells Griff, zerrt etwas aus der Tasche und rammt es dem Häftling in die Seite.

Ich spüre einen elektrischen Schlag. Marcel zuckt. Das Messer fällt auf den Linoleumbelag, kurz darauf folgen Marcel und ich wie zwei Kartoffelsäcke.

Ich bin mir ziemlich sicher, dass Pedro hier keinen Elektroschocker mit sich führen darf. Benommen registriere ich, dass meine Extremitäten wie tote Gewichte an mir hängen.

Der Bulle zappelt wie ein Fisch auf dem Kai, bis das elektrische *Tatt-tatt-tatt* aufhört.

Pedro greift nach dem Messer. Zu meiner Überraschung streckt Marcel die Hand aus und packt Pedro am Arm, doch er kann ihn nicht aufhalten, weil er zu schwach ist. Stattdessen ballt er die andere Hand



zur Faust und boxt Pedro in die Rippen. Der Wärter schreit auf.

Auf bebenden Gliedmaßen krieche ich hin und drücke Marcells Arm nach unten – gerade als er zum nächsten Schlag ausholt.

Durch die Tür höre ich ferne Stimmen. Eine Gruppe von Leuten nähert sich und ruft Marcells Namen.

Jetzt hat Pedro das Messer, und plötzlich spritzt ein Schwall Blut über Marcells Brust und Arm, der auch mich bedeckt. Ich spüre praktisch, wie er kälter wird.

Marcel gibt ein Gurgeln von sich, und seine Augen werden glasig.

Pedro wälzt sich von ihm herunter und hält sein Funkgerät an den Mund.

Zitternd hebe ich die blutverschmierte Hand.  
»Nicht, Pedro.«

Er stockt.

Zwischen keuchenden Atemstößen presse ich Worte heraus. »Überzahl ... Insassen ... gegen Wärter. Hundert ... zu eins.«

Das bringt Pedro ins Grübeln. Schließlich schüttelt er den Kopf. »Ich muss los, Doc. Das ist meine Arbeit.«

»Warte. Als er vorhin reinmarschiert ist, hat er dir nicht sofort die Kehle aufgeschlitzt. Warum?«

Nachdenklich kneift Pedro die Augen zusammen.

Ich nehme ihm die Antwort ab. »Er wollte dich als Geisel. Als Druckmittel – falls ihr Plan schiefgeht. Als

menschlichen Schutzschild. Wenn du jetzt da rausgehst, werden sie dich einfangen. Dich gegen deine Kollegen benutzen. Dein Bild ins Netz stellen, gefesselt, zusammengeschlagen, damit es die ganze Welt sieht, damit es deine Kinder sehen.«

Pedro schielt Richtung Tür. Sie ist der einzige Eingang zur Wäscherei.

Die Stimmen werden lauter. Wir haben noch eine Minute, vielleicht sogar weniger.

»Es gibt keinen anderen Weg raus, Doc. Bleib einfach hier.«

Ich packe ihn mit der blutigen Hand am Arm, als er aufsteht. »Es gibt einen anderen Weg.«

»Was ...«

»Keine Zeit für Erklärungen, Pedro. Vertraust du mir?«

Als die Häftlinge ankommen, liege ich zuckend neben Marcel auf dem Boden.

Sie sind zu sechst und mit behelfsmäßigen Schlagstöcken und Messern ausgerüstet.

Einer hat ein Funkgerät. »Wir haben Marcel gefunden. Er ist tot.«

Sie umringen mich. Am ganzen Körper schlotternd, setze ich mich mühsam auf. Ich bin immer noch so schwach, dass ich mich nicht groß verstellen muss.

»Wer war das?«, schreit der Anführer.

»Hab ... ihn nicht gesehen.«

Ein kahler Typ mit üppig tätowierten Armen legt mir eine Klinge an den Adamsapfel.

Ich täusche Todesangst vor – auch das ist nicht weit hergeholt. »War hinter Marcel ... beim Reinkommen. Hat ihn mit einem Taser geschockt und ihn auf mich geschubst. Dann bin ich umgekippt.«

Über das Funkgerät sind Schüsse zu hören. Der Anführer tigert auf und ab und stellt bellend Fragen.

»Ich ... kann nicht laufen«, krächze ich. »Ihr müsst mich raustragen ...«

Die Klinge löst sich von meinem Hals, sie stoßen mich zurück auf den Boden und stürmen hinaus.

Als ich sicher bin, dass sie verschwunden sind, ziehe ich die blutigen Kleider aus und stopfe sie in einen Wäschesack. Ich krieche zum mittleren Trockner und flüstere: »Sie sind weg.«

Das Laken schiebt sich zur Seite, und ich erkenne Pedros Augen. Verschreckt, aber dankbar.

»Bleib hier, bis ich dich hole.«

Zu seinem Glück ist Pedro nicht besonders groß. Trotzdem wird er jeden Knochen spüren, wenn er rauskommt.

Ich bin etwas größer als er, eins achtundsiebzig. Es wird eine knappe Sache, aber ich habe keine andere Wahl. Ich kann kaum gehen. Mit Sicherheit kann ich weder rennen noch kämpfen. Ich bin nicht in der Verfassung, in der man einen Fluchtversuch unternimmt oder sich den Weg ins Freie mit den Fäusten bahnt, sollte es dazu kommen.

Ich drehe den Fernseher laut, um mögliche Geräusche von Pedro oder mir zu übertönen. Plötzlich höre ich etwas aus seiner Maschine und begreife, dass er sein Funkgerät angestellt hat, um sich ein Bild von der Lage zu machen.

»Pedro«, flüstere ich, »du musst das Funkgerät ausgeschaltet lassen. Jeder Laut könnte dein Tod sein, mein Freund.«

Mit diesen Worten quetsche ich mich in einen großen Industrietrockner und verdecke die Glastür mit Bettzeug. Dann warte ich.

Es fühlt sich an, als wäre ich schon seit Stunden hier drin.

Ich lausche den Nachrichten und versuche, ihnen irgendwelche Hinweise zu den Ereignissen da draußen zu entnehmen.

Anscheinend drehen sich alle Beiträge im Fernsehen um den Langen Winter und darum, wie irgendeine Familie darin überlebt.

Ich vermeide jede Bewegung, obwohl mir der ganze Körper wehtut – von der verkrampten Fötusstellung hier drinnen und dem Elektroschock vorhin.

Eine Eilmeldung kommt herein. Die Begriffe »Gefängnisauflauf« und »Nationalgarde« lassen mich hellhörig werden. Ich ziehe das Laken so weit beiseite, dass ich landende Hubschrauber vor dem Gefängnis erkennen kann. Bestimmt sind sie keine zweihundert Meter von mir entfernt.

Die Ausführungen des Reporters entsprechen dem, was ich von Anfang an vermutet habe. »Da der Lange Winter die Polizeiresourcen des Bundes und der Gemeinden stark beansprucht, haben sich die Verhaltensregeln bei Gefängnisaufständen offenbar geändert.«

Ich bin so vertieft, dass ich die Schritte erst höre, als ein Häftling durch die offene Tür tritt. Gleich hinter ihm sind zwei weitere. Sie suchen nach uns. Nach Pedro, um ihn als Druckmittel bei Verhandlungen zu benutzen. Was mich betrifft ... wenn sie herausfinden, was ich getan habe, werden sie Rache wollen. Im Gefängnis ist Rache eine große Sache. Und ich weiß nicht, wer die Typen davon abhalten soll.

# 5

## EMMA

Ich habe jedes Zeitgefühl verloren. Stunden könnten vergangen sein. Vielleicht ein Tag. Oder sogar zwei.

Sicher weiß ich nur eins: Ich habe die Dekompressionskrankheit. Nicht so schlimm, dass ich daran sterben könnte, trotzdem reicht es, damit ich jede Sekunde spüre. Ich würde mich wirklich gern übergeben, aber dafür ist jetzt kein guter Zeitpunkt.

Die wissenschaftliche Erklärung der Dekompressionskrankheit geht so: In der ISS und den Raumfähren herrscht ein Druck von 1 Bar – entsprechend dem atmosphärischen Druck auf der Erde auf Meereshöhe. Der Druck von Raumanzügen liegt bei 0,3 Bar – entsprechend dem atmosphärischen Druck auf dem Gipfel des Mount Everest. Bildlich gesprochen wurde ich also in wenigen Sekunden von Seehöhe auf die Spitze des Everest katapultiert. Warum ist das schlecht? Ein plötzlicher Druckabfall führt dazu, dass der Stickstoff, der normalerweise im Blut und Gewebe aufgelöst ist, austritt und Blasen bildet.

Als würde man eine Dose Limonade öffnen. Der Inhalt der Dose steht unter hohem Druck. Wenn sie geöffnet wird, trifft er auf einen deutlich niedrigeren Druck. Das Ergebnis? Sprudelnde Blasen. Kohlendioxid, das aus der Flüssigkeit freigesetzt wird. Und genau das passiert jetzt mit mir: Sprudelnde Stickstoffperlen sausen in meinem Körper herum. Ich bin wie eine menschliche Dose Limo, die unter hohem Druck stand und nach dem Öffnen wild vor sich hin schäumt.

Taucher kennen die Dekompressionskrankheit schon lange und schützen sich mit vorbeugenden Maßnahmen. Genau wie die Besatzung der ISS: Vor dem Benutzen eines Raumanzugs folgen wir einem strikten Protokoll zur Druckanpassung. Doch natürlich blieb in dieser Situation keine Zeit dafür. Ich hatte nur die Wahl zwischen Dekompressionskrankheit und Tod.

Und im Augenblick fühle ich mich so schlecht, dass ich mich frage, ob meine Entscheidung wirklich die richtige war.

Mir tut alles weh. Ich bin erschöpft, schrecke aber vor dem Schlaf zurück. Ich habe Angst, nicht mehr aufzuwachen.

Ich klammere mich an mein Leben, an jede Sekunde. Erst jetzt begreife ich, wie sehr ich daran hänge. Wenn alles auf Messers Schneide steht, ist es das, was zählt: der Lebenswille.

Bloß dass ich mit diesem Willen im Moment recht

wenig ausrichten kann. Ich beobachte einfach die Trümmer der Station, auf der Suche nach Hinweisen auf andere Überlebende, die mein Eingreifen erfordern würden.

Ab und zu stürzen Trümmer der Station in die Atmosphäre und gehen in Flammen auf. Sie sind wie glühende Körner, die durch eine Sanduhr rieseln und die Sekunden bis zu meinem Untergang herunterzählen.

Ich bin in einer abnehmenden Umlaufbahn, das ist inzwischen klar. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis ich zusammen mit dem Fragment der Station, an dem ich festgeschnallt bin, in die Atmosphäre falle und ebenfalls verbrenne.

Wieder blitzt es grell in der Richtung der Station. Weitere Trümmer, die verglühen, vermute ich. Doch dann wird das Licht heller, nicht dunkler. Da nähert sich etwas.

Eine Rakete. Die heranschießt.

Eine Kapsel löst sich, und ihre Schubdüsen zünden.

Sie kommt auf mich zu.

*Zu mir.*

Staunend sehe ich zu. Tränen laufen mir übers Gesicht. Ich werde gerettet.